Unverkäufliche Leseprobe aus:

Riesco, Nerea
Die Spur der Hexe
Historischer Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Prolog

Plaza de Santiago, Logroño, Sonntag, der 7. November 1610

Elf wegen Hexerei zum Tode Verurteilte bewegten sich in einer Reihe langsam durch die aufgepeitschte Menge auf den Scheiterhaufen zu. Fünf von ihnen hatten die Welt der Lebenden bereits verlassen, doch das hinderte das Heilige Offizium nicht daran, auch ihnen die Reinigung durch das Feuer zuteil werden zu lassen. Es hatte einen gewissen Cosme de Arellano damit beauftragt, Ebenbilder aus Holz anzufertigen.

Für Cosme war der Auftrag überraschend gekommen, denn mehr als einmal waren seine Schnitzarbeiten von Priestern abgelehnt worden, weil sie den Schmerz der Mater Dolorosa oder die Wunden der Peitschenhiebe auf dem Körper des dornengekrönten Christus so wirklichkeitsgetreu darboten, dass besonders phantasiebegabte Betschwestern Ohnmachtsanfälle bekamen und schlecht träumten. Und er war dementsprechend aufgeregt: Das war seine lang herbeigesehnte Chance. Die ganze Stadt und eine Menge eigens für das Autodafé anreisender Fremder würden seine Arbeit bewundern. Nicht einmal in seinen kühnsten Träumen hätte er sich ausgemalt, einmal so viel Publikum zu haben. Daher widmete er sich seiner Aufgabe mit Leib und Seele.

Er begab sich zu den geheimen Gefängnissen und befragte den

Aufseher und die Zellengenossen. Er wollte wissen, wie die Augen, die Haare, die Statur seiner Modelle ausgesehen hatten, mit welchem Gesichtsausdruck sie dieses Jammertal verlassen hatten … Seine Figuren sollten nicht einfach Holzklötze mit menschlichen Umrissen sein. Mehrere Tage arbeitete er bis zum frühen Morgen, um den Figuren die Tragik zu verleihen, die er für den Anlass für angemessen hielt. Er schnitzte zerknirschte Gesichter, wirre Mähnen, weit aufgerissene Augen, deren Blick sich im Unendlichen verlor, flehentlich zum Himmel ausgestreckte Hände, bis er ein Quintett des Schreckens geschaffen hatte, mit dem es an Schaurigkeit nur die Seelen im Fegefeuer an Allerseelen aufnehmen konnten. Er war mit dem Ergebnis zufrieden, doch seine Frau erschrak sich jedes Mal fast zu Tode, wenn sie im Halbdunkel an den Gestalten vorbeikam. Daher warf er für den Rest ihres Verbleibs in der Werkstatt den Holzfiguren Tücher über.

Schuld an dem vorzeitigen Tod der Angeklagten war eine seltsame Epidemie mit Fieber und starken Leibschmerzen, die sich Monate vor dem Autodafé in den geheimen Gefängnissen der Inquisition ausgebreitet und eine große Zahl von Opfern gefordert hatte. Die Krankheit hatte Delirien und Raserei hervorgerufen und Befragungen unmöglich gemacht. Hin und wieder schien die Krankheit den Angeklagten eine Pause zu gönnen, plötzlich waren sie wieder klar im Kopf, hatten rote Wangen und Appetit. Doch sobald die Inquisitoren die Besserung nutzen wollten, um die Gefangenen in die Zange zu nehmen, erlitten sie einen Rückfall, und die Pläne der Inquisitoren waren zunichte. Allmählich erweckte das unter den Mitgliedern des Tribunals Misstrauen.

Die erste Holzfigur in der Reihe der Verurteilten war die der Witwe María de Echalecu, einer vierzigjährigen Wäscherin aus Urdax. Bevor ihr Mann starb, war sie eine lebenslustige, manchmal etwas verwirrte Frau gewesen. Sie hatte immer in demselben Haus gelebt, das sie als Erstgeborene nach alter Sitte der Navarrer von ihren Eltern geerbt hatte. Von klein auf war ihre Nachbarin

ihre beste Freundin gewesen, sie waren wie Schwestern. Gemeinsam entdeckten sie die Welt, erlebten sie die erste Menstruation und ihre Folgen und durchlitten den Tod ihrer Väter. In schlechten Zeiten waren sie einander eine Stütze, und sie genossen die Momente des Glücks mit allen Sinnen, denn für sie waren es Geschenke des Himmels. Sie liebten sich wie sich nur der Himmel und die Sonne, die Bäume und die Erde lieben können, und das erzeugte Verdacht unter den Nachbarn, die an bedingungslose Freundschaft nicht glauben wollten. Um dem Gerede ein Ende zu machen, beschlossen beide zu heiraten. Anfangs schien trautes Einvernehmen zu herrschen, doch mit der Zeit wurden ihre Männer argwöhnisch und fühlten sich durch die enge Freundschaft der Frauen bedroht, bis sie ihnen jeglichen Kontakt untersagten. Die Streitigkeiten endeten mit dem Tod von Marías Ehemann. Diesen machte sich der Mann der Freundin zunutze, um María vor dem Heiligen Offizium zu bezichtigen, sie hätte seine Kühe verhext, die nun saure Milch gäben, und sie habe den Hagel herbeigezaubert, der seine Ernte vernichtet hatte.

Eines Tages wurde sie früh am Morgen geholt und in den Kerker geworfen. Als sie erkrankte, behaupteten die Ärzte, ihrer verhängnisvollen Krankheit würde etwas Übernatürliches anhafteten, denn in den letzten Augenblicken ihres Lebens hatte sie, noch bevor sie gestehen konnte, endgültig den Verstand verloren. Sie hatte sich unter großen Mühen von der Pritsche erhoben und war zu der Säule aus dem durch die Luke einfallenden Sonnenlicht gewankt. Den glasigen Blick zur Decke gerichtet, hatte sie gemurmelt: »Da ist May … hinter dem Fenster. Mayo … ich komme, ich komme.«

Keiner verstand, wovon sie redete, und man schrieb das Gestammel dem Fieberdelirium zu. Inquisitor Becerra war noch zu ihr geeilt, um ihr ein Kreuz auf die Lippen zu legen, damit sie sich mit dem Herrn versöhnte, bevor sie ihren letzten Atemzug tat. Doch María hatte ihn nur verächtlich angesehen, sich abge-

wandt und war dann, ohne jede Absolution, leblos zu Boden gefallen.

Die zweite Holzfigur war die von Estevanía de Petrisancena. Mateo Ruiz, der die Figuren bemalte und einkleidete, hatte ihre natürliche Schönheit noch unterstrichen, indem er ihrem gelockten Haar einen strahlenden Kupferton verliehen hatte. Estevanía war siebenunddreißig geworden. Sie war mit dem Landarbeiter Juanes de Azpilcueta verheiratet. Als sie verhaftet wurde, hatte dieser alles für einen unglücklichen Irrtum gehalten, denn seine Estevanía war sanft und lammfromm. Später hatte man ihm gesagt, der Teufel habe sie mitten in der Nacht zum Hexensabbat entführt und dort hätten sie viele beim unzüchtigen Treiben mit glutäugigen Dämonen beobachtet. Damit er nichts merkte, habe man ihm eine Puppe ins Bett gelegt, die nicht nur wie Estevanía aussah, sondern auch nach ihr duftete. Sie war in demselben braunen Rock gestorben, den sie bei ihrer Verhaftung getragen hatte, und sie hatte bis zuletzt abgestritten, eine Hexe zu sein. Mateo Ruiz hatte als Zeichen der Inquisition auf jede Brust das Lilienkreuz der Dominikaner gemalt.

Am Hals der dritten Figur hing ein Schild mit dem Namen Juanes de Odia. Er war sechzig Jahre alt und stammte ebenfalls aus Urdax, wo er als Kohlenhändler und Siebmacher tätig war. Er war zweifellos der gebildetste unter den Gefangenen. Er war im Gebiet sehr bekannt, weil er den Leuten immer wieder predigte, alles Unglück, das über sie hereingebrochen war, sei auf die Macht zurückzuführen, die König und Feudalherren über sie hatten. Die Bewohner von Urdax waren Leibeigene, die das Land des Klosters bewirtschafteten, während ihre Nachbarn aus Zugarramurdi freie Bauern und Schäfer waren. Und so hatte sich in ihm die Überzeugung festgesetzt, dass es notwendig war, die bestehenden Besitzverhältnisse aufzulösen und das Vermögen von Kirche und Staat unter den Armen zu verteilen. Er scharte gern Kinder um sich, denen er Geschichten über gewitzte Mäuse erzählte, die es mit

der Hauskatze aufnahmen, weil sie wussten, dass sie in der Überzahl waren und es durchaus mit dem Feind aufnehmen konnten, wenn sie mit vereinten Kräften kämpften. Juanes setzte all seine Hoffnung in die junge Generation und ignorierte dabei die Tatsache, dass die jungen Männer über keinerlei Ausrüstung verfügten und eher verängstigt als kampfeslustig waren. Doch dank seiner beredten Zunge konnte er sie am Ende davon überzeugen, dass ihm im Traum der Herr erschienen war und den Sieg verheißen hatte. Doch zur Schlacht kam es nie, denn an einem Samstagmorgen wurde er verhaftet und eingekerkert. Sechs Monate später starb er, nachts, und beteuerte noch mit dem letzten Atemzug seine Unschuld.

Die vierte Figur war die von Juanes de Echegui: blass, dünn und ein begeisterter Jäger. Die kühnen Bemühungen der Inquisitoren, seine sündige Seele zu retten, blieben erfolglos. Juanes war zu dem Zeitpunkt achtundsechzig Jahre alt, besaß einen Acker und zwanzig Schafe. Als die Männer des Heiligen Offiziums kamen, um ihn zu verhaften, stieg er gerade einen Hügel hinauf, um Kamillenblüten zu pflücken, aus denen er Tee gegen das ihn seit Jahren quälende Sodbrennen zubereitete. Er starb an den Folgen der Epidemie im Kerker, ohne zu wissen, was aus seiner Tochter werden würde, die ebenfalls wegen Hexerei verhaftet worden war.

Die fünfte Figur stellte María de Zozaya dar. Nicht nur das ganze Dorf hatte sie mit Steinen beworfen und ihr »Hexe« nachgerufen, sondern sie selbst hatte in den buntesten Farben geschildert, welche Schandtaten sie begangen hatte. Es dauerte Stunden, bis die Figur mit dem grünlichen, pergamentähnlichen Gesicht endlich die Läuterung durch das Feuer erfuhr. So lange brauchte man nämlich, um all ihre schrecklichen Geständnisse zu verlesen, die an den Wänden der Plaza de Santiago zwischen entsetzten Mienen, Ausrufen des Missfallens und Ohnmachtsanfällen der Frauen widerhallten. Einige Zeit später sollte der Humanist Pedro

de Valencia eine gelehrte Rede an den Generalinquisitor mit dem Titel »Über die Geschichten der Hexen« schreiben, in der er unter anderem sagte, dass die Verbrechen der Hexen öffentlich vorgelesen wurden, sei ein großer Fehler gewesen. Seiner umfassenden Kenntnis der menschlichen Schwächen nach war es nicht angeraten, Verirrungen zu beschreiben, denn dadurch könnte die Phantasie der naiven Seelen gerade erst angestachelt werden, die sich bis dahin nicht einmal vorstellen konnten, dass solche Perversionen überhaupt möglich waren. Er deutete an, dass ein geistig schwacher Mensch sich sogar versucht fühlen könnte, sie nachzuahmen, was bei guten Taten scheinbar nie der Fall war.

María de Zozaya war jedenfalls von Grund auf verderbt. Sie war achtzig, als sie im Gefängnis zu Tode kam. Nach eigener Aussage hatte sie sich im Alter von zehn Jahren der Sekte angeschlossen. Sie behauptete, sie hätte mit Hilfe eines Zaubermittels in Windeseile die Orte erreichen können, an denen ein Hexensabbat stattfand. Sie versprach den Inquisitoren sogar, ihnen dieses zu beschaffen, doch eine Übergabe ist nirgends verzeichnet. Seit Jahren schon hatte sie die Häuser der Dorfbewohner aufgesucht und die in ihren Bettchen liegenden Säuglinge gequält. Sie brüstete sich vor dem Tribunal damit, zwanzig Menschen zur Hexerei bekehrt und acht Menschen verhext zu haben, von denen zwei zu Tode kamen. Außerdem gestand sie, mit dem Teufel geschlechtlich verkehrt zu haben. Die Inquisitoren waren außer sich, als sie das hörten, schauten betreten zu Boden und bekreuzigten sich mehrmals. Die Epidemie raffte sie drei Monate vor dem Autodafé dahin.

Später sagten die Inquisitoren Becerra und Salazar aus, sie glaubten inzwischen, dass der Teufel bei diesen rätselhaften Erkrankungsfällen seine Hände im Spiel habe. Nicht einmal die erfahrenen Ärzte könnten erkennen, um was es sich handele, und wann immer sie glaubten, sie hätten die Angeklagten kuriert, wurden diese wieder vom Fieber befallen. Das wunderte die Inquisitoren nicht. Viele Hexen gestanden, der Teufel besuche sie weiterhin in

der Nacht, obwohl die Verliese geheim waren, weil er Verkehr mit ihnen haben wolle. Es war klar, dass er einen Zauber anwendete, der die tödliche Krankheit hervorrief, bevor sie eine Aussage machen konnten. Die fünf verstorbenen Angeklagten wurden *in absentia* verurteilt, ihre Überreste pietätvoll bis zum Autodafé aufbewahrt und zusammen mit der Holzfigur dem Feuer übergeben. Die Inquisition hatte für diesen Tag dreizehn Lagen Holz bestellt.

Trotz des Autodafés und der strikten Anwendung der Strafen blieb der Verdacht, die Teufelssekte treibe im Norden weiterhin ihr Unwesen, hartnäckig bestehen, und die Inquisition hatte ein waches Auge über das Gebiet. Einhundertzwei Personen wurden in der Folge verhaftet, und monatelang füllten sich die geheimen Gefängnisse mit Verdächtigen. Sie wurden verhört, bis sie auch das letzte Detail ihrer schändlichen Machenschaften gestanden hatten, ohne dass ihre Angehörigen oder ihre Bekannten auch nur die geringste Idee hatten, wo man sie festhielt.

Unter den Verhafteten befand sich eine Frau, die wegen ihres außergewöhnlichen Aussehens als »Ederra« bekannt war – das baskische Wort für »schön«. Sie reiste von Dorf zu Dorf und bot gegen Kost und Logis ihre Fähigkeiten als Heilerin und Parfümeurin an. Sie kannte sich mit der Heilkraft der Pflanzen aus und verstand sich aufs trefflichste darauf, Trünke, Salben und Pillen herzustellen und sie so zu kombinieren, dass sie die größte Wirkung entfalteten. Ederra verfügte über ein Wissen aus uralter Zeit, das weise Frauen Generation für Generation untereinander weitergegeben hatten. Sie wurde in Zugarramurdi verhaftet, nachdem ein Arzt sie denunziert hatte. Er hatte sich durch den Umstand bedroht gefühlt, dass da eine Frau war, die Impotenz oder die Schmerzen der Geburt weit besser zu bekämpfen vermochte als er. Er sagte den Inquisistoren, das verstieße in jeder Hinsicht gegen das Gebot Gottes, der sich in diesem Punkt klar

ausgedrückt hatte. Es hieß schließlich schon in der Genesis, die Frau sollte unter Schmerzen gebären.

Seit die Inquisitoren Ederra, die Schöne, in ihrer Gewalt hatten, war das scheue Mädchen mit Namen Mayo de Labastide d'Armagnac es nicht müde geworden, sie zu suchen, denn ohne Ederra war sie verloren; sie musste sie finden, es war eine Frage von Leben und Tod.

Mayo war bei dem Autodafé auf der Plaza de Santiago dabei gewesen und hatte verzweifelt nach Ederras anmutiger Gestalt Ausschau gehalten – jedoch vergeblich. Sie wusste nicht, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen war. Ederra konnte immer noch mit anderen Verdächtigen in den geheimen Verliesen der Inquisition weilen, oder aber an der Epidemie gestorben sein, von der sie gehört hatte. Doch daran wollte Mayo nicht einmal denken. Ederra konnte nicht tot sein, das müsste sie doch spüren … oder etwa nicht? Denn obwohl seit ihrer Geburt alle Zeichen darauf hindeuteten, war aus ihr keine rechte Hexe geworden. Ihre Zauberkünste funktionierten nur leidlich, und ihre hellseherischen Fähigkeiten ließen sehr zu wünschen übrig.

Niemand hätte sich für das Schicksal der schönen Ederra interessiert, niemand hätte sie vermisst, wären da nicht Mayo de Labastide und der verzauberte Esel Beltrán gewesen, die sich nach dem denkwürdigen Autodafé hartnäckig auf die Suche nach ihr machten. Für Mayo Labastide galt: Solange es Leben gab, gab es Hoffnung. Und sie hatte Hoffnung, alle Hoffnung der Welt, und die Zeit, sie zu nutzen.

I

Wie man eine Anrufung anstimmt,
die verhindert, dass die Hexen Kinder rauben,
und wie man Hexen vertreibt

Die Sonne war noch dabei, die Trägheit der Nacht aus den Feldern zu schütteln, als Juana de Sauri vor Kälte zitternd aufwachte. Sie wollte Feuer im Herd machen, aber noch bevor sie dazu kam, beschlich sie eine üble Vorahnung. Argwöhnisch schaute sie sich um. In der Tat, da waren sie. Sie starrten sie schweigend mit weit aufgerissenen Augen an und kamen langsam auf sie zu, so wie es dem Zeremoniell der Hölle entsprach. Juana stand entsetzt da, eine Hand auf den Tisch gestützt, und hob den Schürhaken.

Ihr war klar, dass das Schicksal sie nun ereilte, so wie sie selbst es schon seit einiger Zeit voraussagte, aber weder ihre Tochter noch der Priester hatten sich auch nur einen Deut um ihre Prophezeiung geschert. Das war nun die Strafe für ihre Aussagen vor dem Inquisitionsgericht gegen die Hexen im letzten Jahr. Seit ihrer Rückkehr aus Logroño hatte sie nie mehr ruhig schlafen können. Regelmäßig wurde sie in der Nacht von den Geistern ihrer Nachbarn überfallen, die inmitten von Flammen mit unheimlicher Stimme Genugtuung verlangten und ihr wegen ihrer Lügen ewiges Unglück voraussagten, dem sie nicht entkommen würde.

Ihr Herz begann jedes Mal zu rasen, sie wachte auf und konnte nicht mehr einschlafen.

Seit Monaten ging das nun so. Die Angst hatte sich quälend in ihrer Brust festgesetzt und ließ sie nicht mehr zur Ruhe kommen.

Doch der Priester hatte das heruntergespielt und ihr versichert, alles, was sie getan hatte, sei richtig gewesen, da sie Gott einen Dienst erwiesen habe.

Aber in dem Moment hatte sie die Gewissheit, dass Gott nicht bei ihr war, um sie zu beschützen. Ihr Ende war gekommen.

Sie stolperte aus dem Haus, ohne sich umzusehen oder die Tür zu schließen. Was auch immer sie tat, sie würde die heimtückische Macht, die sie verfolgte, nicht aufhalten können. Sie rannte über das ebene, baumlose Gelände vor ihrem Haus, so schnell ihr alter Körper es zuließ, das Böse im Nacken. Sie strauchelte und fiel bäuchlings zu Boden. Einen Moment lang blieb sie keuchend liegen, und der Duft des eben erwachten Grases drang tief in ihre Nase hinein. Kurzzeitig fühlte sie sich besser, aber das Geräusch von herannahenden Schritten riss sie aus ihrer Benommenheit.

»Vor uns kannst du nicht fliehen.«

Juana hob langsam den Kopf, und der tröstliche Duft des Grases wurde von einem unerträglichen Schwefelgestank verdrängt. Sie erkannte ihn sofort, auch wenn sie ihn noch nie gerochen hatte. Das war der Geruch des Teufels, der Hölle, der Verdammung, der Geruch, der jeden Hexensabbat begeleitete – der Geruch, den sie selbst vor einem Jahr vor dem Inquisitionsgericht von Logroño beschrieben hatte. Jetzt hatte sie ihn zum ersten Mal wirklich in der Nase. Und die Gewissensbisse, weil sie Dinge ausgesagt hatte, die sie nicht mit Bestimmtheit wusste und die einigen Menschen den Tod gebracht hatten, waren wie weggeblasen.

Der Priester hatte recht gehabt: Es waren reale, böse, diabolische Hexenwesen. Und es gab sie wirklich.

Sie fasste sich an den Hals und suchte nach dem Holzkreuz, dessen Schutz sie sich immer anvertraute. Als sie es fand, drückte

sie es kräftig. Es war, als risse ihre Haut, und sie verspürte den Schmerz Jesu, als er ans Kreuz genagelt wurde.

»Gib mir Mut … verlass mich nicht, Vater«, flüsterte sie.

Sie schaute auf und sah die dunklen Hufe des gemeinen Teufels, genau wie es in der Bibel stand. Zwei schmutzige Ziegenbockbeine bis zur Hüfte, eine Gestalt, halb Tier halb Mensch, riesengroß und über und über mit schwarzem Haar bedeckt, fünf Hörner auf dem Kopf.

»Sie muss allen erklären, dass wir noch hier sind«, hörte sie eine schrille Frauenstimme hinter der Bestie sagen. »Sag ihnen, was sie auch tun, sie werden nicht verhindern, dass die Macht des Satans vom Dorf, vom Reich, von der Welt Besitz ergreift.« Es folgte ein schrilles, höhnisches Lachen.

Juana, noch auf allen vieren, lugte unter ihrem Arm durch.

Da war eine zerlumpte Gestalt mit sprödem, strohblondem Haar und einem weißen Auge mit einer bläulich trüben Pupille. Die Gestalt starrte sie einfältig an, den Mund zu einem Grinsen verzogen, das die wenigen schwärzlichen Zähne entblößte. Daneben lachten geifernd zwei Hexen mit übergroßen Haarknoten, die aussahen wie spitze Büßermützen.

Juana fing an zu zittern.

Plötzlich, ohne dass sie wusste, welche Kraft sie antrieb, schlug sie einen Haken wie ein Hase und lief davon, das Gelächter der vier teuflischen Gestalten im Rücken. Sie stolperte ein paarmal, erreichte aber den Fluss, lief bis zur Mitte der kleinen Steinbrücke und kletterte erstaunlich schnell auf das breite Geländer. Dort lag ein Seil mit einem riesigen Stein daran, so als hätte es jemand zuvor dort platziert. Juana band das Seil um einen Knöchel. Dem Geist des Bösen und seinen Dienern blieb das Lachen im Halse stecken, und sie eilten herbei.

Zitternd vor Angst richtete Juana sich auf und bekreuzigte sich. Aus der fest geschlossenen Faust, in der sich immer noch das Holzkreuz befand, rann ein wenig Blut über ihren Unterarm, während

sie mit geschlossenen Augen betete. Sie musste endlich den notwendigen Mut finden für das, was sie vorhatte, denn die Gestalten waren schon viel zu nah.

»Bleibt stehen, ihr Teufel!«, rief Juana und hielt dabei das Kreuz wie einen Schutzschild vor sich. »Weicht von mir, ihr Höllenbrut!«

»Sei nicht dumm, das wird uns nicht aufhal …«

Noch bevor die Bestie den Satz zu Ende sprechen konnte, schloss Juana die Augen und ließ sich ins Nichts fallen. Der Ziegenbock konnte gerade noch ihr Handgelenk packen, aber die Schwerkraft siegte, und er stand mit dem Kreuz in der Hand da, während sie in die Tiefe stürzte und mit einem lauten Platschen im Wasser versank.

»Potzblitz!«, rief der Junge mit dem weißen Auge und überlegte, ob in der Situation ein Lachen oder ein betretenes Gesicht angemessen war.

»Und was machen wir jetzt? Von Toten war nicht die Rede«, sagte die ältere der beiden Frauen.

Die vier schauten verblüfft über das Geländer, ob sie Juana irgendwo in den Fluten sehen konnten, aber sie kamen zu dem Schluss, dass sie wegen des Steins an ihrem Knöchel wohl direkt hinunter auf den Grund gesunken war. Der Ziegenbock warf voller Wut das blutige Kreuz auf den Boden und wischte sich die Hand an den Steinen der Brücke ab.

»Wir gehen«, knurrte er mit angewidertem Gesicht, »und zwar schnell.«

An jenem Morgen, an dem Juana Sauris Körper bäuchlings auf dem Fluss trieb, hielt sich Inquisitor Alonso de Salazar bereits seit elf Tagen in Santesteban auf. Er selbst schrieb es mit fester Hand in seinen Visitationsbericht, nicht ahnend, dass diese Worte zwei Jahrhunderte in einem Keller auf die Abschaffung der Inquisition warten müssten, damit jemand sie lesen konnte.

Damals stellte Salazar schon seit Langem fast alles in Frage,

was die Heilige Inquisition verfocht. Aber dank seiner Fähigkeit, sich nichts anmerken zu lassen, und seiner Neigung, seinen Mitmenschen nichts anzuvertrauen, hatte es niemand bemerkt, und er genoss weiterhin das Vertrauen der höchsten Ränge der Inquisition. Und als klar wurde, dass die Hexerei nach dem Autodafé in Logroño noch nicht vollständig ausgemerzt war, zögerte die oberste Stelle nicht, ihn als Visitator in das Gebiet im Norden Navarras und Guipúzcoas zu entsenden.

Nach vielem Nachdenken war man sich sicher, die einzige Möglichkeit, dieser abscheulichen Sekte den Garaus zu machen, sei, einen strengen Inquisitor in das Gebiet zu schicken. Und wer schien dafür besser geeignet als Alonso de Salazar y Frías?

Er war selbstsicher, stets Herr der Lage. Seine Statur war beeindruckend, das herausfordernde Kinn, das breite Kreuz, die langen Beine und Arme, die feinen, langen Finger. Er ging mit großen, gewichtigen Schritten, dass seine Soutane flatterte, und wer mit ihm sprechen wollte, musste hinter ihm hertraben, denn um nichts in der Welt verlangsamte Salazar seinen Schritt. Er schaute den Leuten direkt in die Augen, überzeugt, dass niemand ihn zwingen könne, seinen Blick zu senken, weil man ihn bei einer Lüge ertappt hatte.

Das Wort »Inquisitor« passte perfekt zu ihm. Er studierte die Antworten sorgfältig, befragte sogar hin und wieder sich selbst und fand immer ein Detail, einen Hinweis oder einen Umstand, der es ihm unmöglich machte, sich einer Sache ganz sicher zu sein, nicht einmal seiner eigenen Existenz. Deshalb glaubte der Generalinquisitor, es gäbe keinen Besseren als ihn, um aufzuklären, was da vor sich ging.

Die letzten, beunruhigenden Ereignisse, die den Bewohnern dieser nördlichen Gefilde den Schlaf raubten, sorgten allmählich dafür, dass den Herrschenden des Reiches die Haare zu Berge standen. Die Ernten gingen kaputt. Wo vorher ergiebige Felder

gewesen waren, konnte man jetzt nur ein paar verkümmerte, strohige Wurzeln erahnen, die am Ende vom Hagel zerstört wurden. Das Wetter schlug Kapriolen und schüchterte die Bewohner mit Blitzen und Donnerschlägen ein, bei denen niemand bezweifelte, dass sie aus des Teufels ureigenen Kesseln stammten. Sogar die Haustiere verhielten sich ausgesprochen seltsam.

Die Hennen wurden trotzig und legten stur unfruchtbare Eier, und wenn es den Besitzern gelang, ihnen eins wegzunehmen, kam nach dem Schälen nur ein zäher, schwarzer, nach Tod riechender Schleim heraus. Die Hunde verteidigten das Haus nicht mehr, sondern waren verängstigt, versteckten sich bei jeder Gelegenheit zusammengerollt unter dem Bett und bepinkelten sich, wenn man sie zwang hinauszugehen. Die Katzen starrten ins Nichts und miauten aus heiterem Himmel erschreckt, stellten die Nackenhaare auf und machten einen Buckel, während manche Kühe saure Milch gaben, die man zu nichts verwenden konnte.

Die Eltern baten dringend um Hilfe, denn ihre Kinder sagten am ganzen Leib zitternd, dass sich die Hexen des Nachts, während sie friedlich schliefen, heimtückisch durch die Fenster schlichen, um sie mit zum Hexensabbat zu nehmen, wo man ihnen einen kleinen Stab gab, mit dem sie als Fürsten verkleidete Kröten hüten sollten. Voller Panik wachten die Leute die ganze Nacht am Bett ihrer Kinder, um sie am Einschlafen zu hindern, aber sie erreichten lediglich, dass die Hexen warteten, bis sie sich am nächsten Tag in Sicherheit wähnten.

Die Kleinen behaupteten später unter Schluchzen und Weinen, sie seien bei den Hexen auf dem Hexensabbat gewesen, selbst wenn der Schlaf sie nur für ein paar Augenblicke übermannt hatte.

Die Bevölkerung bat die Kirchenmänner um geistigen Beistand, aber in kurzer Zeit nahm die Katastrophe solche Ausmaße an, dass diese den Leuten keinen Trost mehr zu spenden vermochten.

Der Priester von Vera schrieb einen Brief an das Tribunal in Logroño, in dem er inständig darum bat, ihm Verstärkung zu schicken. Schon dreimal hatte er Eltern einsperren müssen, um zu verhindern, dass sie die der Hexerei Verdächtigten steinigten oder ihre Häuser samt Bewohnern anzündeten. Außerdem bot er den Inquisitoren eine von ihm erfundene Beschwörungsformel an, die verhindern sollte, dass die Teufelsanhänger die Kinder mit sich fortnahmen, und er ersuchte das Tribunal, sie offiziell und öffentlich als Mittel gegen die Macht des Bösen anzuerkennen:

Iesus + Nazarenus + Rex + Iudeorum +
Verbum caro factum est
Iesus, Maria, Joseph.

Damit die Formel wirkte, musste man sie schriftlich zusammen mit einer Wachskerze, Kräutern, Brot und Weihwasser in den Alkoven der Kinder legen, und diese mussten sich vor und nach dem Zubettgehen bekreuzigen, während man über ihren Herzen das Kreuzzeichen macht und sagte:

Iesus propitius esto mihi peccatori.

An diesem Punkt dachte der Generalinquisitor Bernardo de Sandoval y Rojas darüber nach, das Tribunal nach Pamplona zu verlegen, um näher an dem Gebiet zu sein, in dem die Hexen ihr Unwesen trieben. Obwohl er dazu neigte, die Mehrzahl der Anklagen Streitigkeiten unter Nachbarn zuzuschreiben, konnte er sich nicht den Luxus erlauben, dass es im Königreich hieß, der Antichrist und seine Anhänger würden in Navarra nach Herzenslust schalten und walten, und der Generalinquisitor krümme keinen Finger.

Er schrieb vier Briefe an Personen, die er für besonders gut vertraut mit dem Thema hielt, und fragte sie um Rat. Einen schickte

er an die drei Inquisitoren in Logroño, in dem er darum bat, ihn über die Lage zu informieren; einen weiteren an den Humanisten am Hofe Pedro de Valencia, ein berühmter Mann, der wegen seines Urteilsvermögens das Vertrauen von Philipp III. genoss; den nächsten an seinen Neffen, den Duque de Lerma, mit der Bitte um eine Einschätzung, inwieweit die durch die Sekte ausgelöste Krise die königliche Macht gefährde. Die letzte Nachricht sandte er an den Bischof von Pamplona, Antonio Venegas de Figueroa, der in der letzten Zeit als ungläubig verschrien war, weil er mit Überzeugung verkündete, dass seiner Erfahrung nach bei allem, was mit dem Thema Hexen zu tun hatte, eine Menge Spinnerei und Schwindel im Spiel war.

Geduldig wartete der Generalinquisitor die Antworten ab und fällte dann seine Entscheidung. Er erließ ein Gnadenedikt, das sechs Monate lang gültig war und durch das alle Hexenmeister und Hexen, die sich reuig zeigten und dem Teufel abschworen, die Vergebung der Kirche ohne irgendwelche Repressalien bekommen konnten – einschließlich derer, die sich bereits in den geheimen Gefängnissen befanden. Jetzt brauchte er nur noch einen vertrauenswürdigen Mann, der es übernahm, das Edikt in den betroffenen Gebieten zu verkünden, und er entschied, niemand war besser für diese bedeutende Mission gereignet als sein Schüler Alonso de Salazar y Frías.

Das Auftauchen der Leiche der ertrunkenen Juana überraschte den Priester von Santesteban, Francisco Borrego Solano, keineswegs. Seit der Inquisitor vor zwei Wochen eingetroffen war, ging in den Nachbardörfern die Nachricht von dem Gnadenerlass um. Binnen weniger Tage war Santesteban überfüllt mit Heerscharen von Hexen und Hexenmeistern auf der Suche nach Vergebung. Sie postierten sich vor Salazars Residenz und riefen einen lauten, chaotischen Tumult hervor, der die ohnehin schon aufgebrachte Bevölkerung in den Wahnsinn trieb.

Der Inquisitor, der von den Menschenmassen regelrecht überrollt wurde, musste mehr Assistenten anfordern, die er in die nahegelegenen Dörfer schicken konnte, um das Geständnis derjenigen aufzunehmen, die nicht reisen konnten. Und so musste sein anfängliches Gefolge, das aus zwei Sekretären der Inquisition und zwei Dolmetschern des Baskischen bestand, auf vier Gesandtschaften erweitert werden.

Eine königliche Verordnung zwang die Einwohner Santestebans dazu, sich um die reuigen Fremden in den Straßen zu kümmern. Bald gab es keine Wohnung mehr in Santesteban, die nicht einen reuigen Hexenmeister oder eine reuige Hexe beherbergte. Das gefiel dem Pfarrer Borrego Solano überhaupt nicht, der mit ansehen musste, wie diese Verpflichtung die Ängste der Bewohner nur noch schürte. Man munkelte, es seien auch Hexen unter ihnen, die überhaupt nicht reumütig gesinnt waren und die stattdessen die Hexenplage wie eine tödliche Krankheit von Dorf zu Dorf verbreiteten.

Pfarrer Borrego Solano versuchte schon seit Tagen, die aufgewühlten Seelen seiner frommen Gläubigen zu trösten. Aber das Unglück war so greifbar, das Böse schien so nahe, dass jeder Versuch, es herunterzuspielen, von vornherein zum Scheitern verurteilt war.

Seit der ersten Stunde jenes tragischen Morgens, an dem man ihm von dem Leichnam Juanas im Fluss berichtete, hatte der Pfarrer eine Vorahnung, dass sich das Unheil wieder über ihnen zusammenbrauen würde. Sein gewöhnlich zuverlässiger Hahn hatte voller Gram, völlig verstimmt und zur falschen Zeit gekräht. Das konnte nur bedeuten, dass Hexen in der Nähe waren. Die Inquisition hatte es nicht geschafft, trotz der Verhaftungen, der Folterungen, dem Autodafé, der Androhung ewiger Verdammnis und des Gnadenerlasses, das Böse auszurotten. Die Anhänger der Teufelssekte kehrten zurück, um sich an ihnen zu rächen, so viel stand fest.

Er zog sich rasch an. Dabei bekreuzigte er sich immer wieder und stieß eine ganze Litanei an Gebeten und Fürbitten aus. Bevor er durch die Tür ging, warf er eine Handvoll Salz ins Feuer, in der Hoffnung, dies könnte die bösartige Macht der Hexen eindämmen. Die Flamme sprühte wütend Funken, und es prasselte, dass er eine Gänsehaut bekam – ein Zeichen drohenden Unheils, sagte er sich. Ohne Zeit zu verlieren, machte er sich auf den Weg zum Fluss. Keuchend kam er dort an, mehr aus Aufregung als wegen der Wegstrecke, und sah, dass der leblose Körper bereits weiß und aufgedunsen im Gestrüpp lag, in das man ihn gezogen hatte.

Er erkannte Juana de Sauri sofort, und seine wenigen Haare standen ihm zu Berge, als er ihren erbarmungswürdigen Zustand sah.

»Gütiger Himmel! Was hat man denn mit dieser armen Frau gemacht?«, stammelte er und bekreuzigte sich. »Benachrichtigt Inquisitor Salazar, schnell! Er muss sich das ansehen.«